

nützten „Neuen Welle“ der Filmfranzosen darstellt. Der junge Regisseur Claude Chabrol unternahm den Versuch einer ironisch-poetischen Analyse der Pariser Studenten-Snobs, die sich bei seelischem und historischem Weltschmerz einem erotischen Freudentaumel hingeben. Dem Sinnenrausch folgt jedoch eines Tages eine sehr reale Ernüchterung; verkorkte Charaktere finden plötzlich zur Selbstbesinnung, und zornig-leidenschaftliche junge Männer verfallen in melancholische Resignation — vermutlich nur für einen tristen, freudlosen Abend. Der Film besticht durch elegante psychologische Regieführung, wie sie in dieser Akkuratess die Altspielleiter des französischen Films kaum noch aufbringen. In Berlin errang „Les Cousins“ — so der Originaltitel — konkurrenzlos den Goldenen Festspielbären. (AJYM.)

Auf Euren Hochmut werde ich spucken (Frankreich). Mit dieser Brutalschulze nach einer Art „Othello und Julia“-Story wird unter dem Vorwand, einen Beitrag zum Negerproblem zu geben, ein Bild Amerikas vorgeführt, das grobschlächtiger von keinem böswilligen Stalinisten hätte verzeichnet werden können. Mannstolle Provinz-Teenager unterliegen reihum einem kräftigen, geheimnisumflorten Neuankommeling derart, daß der Chef der den Ort tyrannisierenden Krafrad-Stenze den eigenwilligen Rivalen, der sich als blaßhäutiger Neger entpuppt, endgültig umzubringen beschließt. Die Kamera liefert einige Bilder, die vortäuschen können, man habe es mit einem bedeutenden Film zu tun. (Sipro/CTI/Del Duca.)

KRIEGSRICHTER

Die Mörder sind über uns

Der Hausherr, der den Kinobesuchern in den vorhergegangenen Szenen als führertreuer Kriegsgerichtsrat vorgestellt worden ist, eröffnet das Familienfrühstück mit einer Rüge: „Früher hätte das drei Tage geschärften Arrest gegeben...“ Sein halberwachsener Sohn, dessen Langhaarschnitt den Zorn des Vaters herausgefordert hatte, muckt auf: „Früher!“

In diesem Augenblick wird die traute Kaffeerrunde gesprengt. Der Bote eines Blumengeschäfts gibt „für Herrn Oberstaatsanwalt Dr. Schramm“ ein Rosenbukett ab mit der Bemerkung: „Von einer Dame.“ Die Haartrachtdebatte schlägt sogleich in einen Ehezwist um; Mutter Schramm fordert — Taschentuch vorm Mund, Tränen in den Augen — so lange Aufklärung, bis ihr Mann gesteht:

„Also schön, die Dame heißt Zirngiebel. Nun weißt du es.“

„Die Frau vom Studienrat Zirngiebel?“

„Ja.“

„Du lügst, Wilhelm! Gegen den Mann führst du eine Anklage, und die Frau soll dir Rosen schicken?“

„Ich lüge nie! Der Studienrat ist geflohen. Die Rosen sind das Zeichen dafür, daß er über die Grenze ist.“

Der Pädagoge habe, so erklärt der Oberstaatsanwalt seiner Frau weiter, doch nur am Biertisch „ein paar wegwerfende — übrigens sehr witzig formulierte — Bemerkungen über die jüdische Rasse“ gemacht.

Diese Anspielung auf die Flucht des Offenburger Studienrats und Judenfressers Ludwig Zind lieferte den Titel — „Rosen für den Staatsanwalt“ — des zeitnahen Films, den der Berliner Spezialist für filmische Gesellschaftskritik, Wolfgang Staudte („Die Mörder sind unter uns“,

„Der Untertan“), in der vergangenen Woche fertigstellte. Noch vor einem halben Jahr hatte freilich nicht einmal Staudte selbst geglaubt, daß der Film, den der NF-Verleih jetzt als „unheimlich aktuelles“ Werk ankündigt, jemals über das Rohkonzept hinaus gedeihen würde. Der Regisseur bedachte den Entwurf damals mit dem Randvermerk: „Gedanken zu einem Film, der nie gedreht wird.“

So veranschaulicht die Chronik der unverhofften Verfilmung denn auch all die Widernisse, denen sich ein dem Kompromiß abholder deutscher Regisseur bei der Fertigung eines zeitkritischen Kinostücks gegenübersehen. Wenn er erreichen will, daß wenigstens Bruchstücke seiner ursprünglichen Absichten den Prozeß der Kommerzialisierung überdauern, muß er einen aufreibenden Abwehrkampf gegen



Szene aus „Rosen für den Staatsanwalt“*
Zind im Film

die fortwährenden Eingriffe der Produzenten und Verleiher ausfechten und zumindest Teilsiege ertragen.

Eingedenk dieser Tatsache hatte Staudte eigentlich schon kapituliert, ehe ihm, beim Sammeln von Zeitungsnotizen, das Sujet des Staatsanwalt-Films einfiel. Im Frühjahr schrieb er die Idee nieder — „für nichts anderes als die Schublade“. Doch da geschah etwas, was der im Umgang mit Filmfirmen erfahrene Regisseur heute als „Wunder“ bezeichnet. Der Dramaturg Dr. Manfred Barthel entdeckte den Entwurf auf Staudtes Schreibtisch und nahm ihn „nur zum Scherz“ mit.

Erstaunlicherweise fand Barthels Chef, der „Schwarzwaldmädel“-Produzent Kurt Ulrich, Gefallen an dem Stoff — „Das war das zweite Wunder“ (Staudte) —, brachte das Manuskript zum Europa-Verleih und pries es als Vorlage für einen „billigen Experimentierfilm“, der nur 900 000 Mark

* Ingrid van Bergen in der Wirtin-Rolle.

kosten sollte. Diese Summe erschien den Verleih-Herren gerade noch akzeptabel.

Als Staudte jedoch den Drehplan aufstellte und einen Kostenanschlag von 1,3 Millionen Mark errechnete, war das Projekt wieder heimatlos. So viel wollten die Europa-Verleiher für ein politisches Thema nicht mehr riskieren. „Schließlich haben die ihr Soll an Zeitkritik erfüllt und immer Pech mit solchen Sachen gehabt“, erläuterte Barthel den Rückzug der Film-Europäer. Und Staudte ergänzte: „In ‚Unruhige Nacht‘ hatten sie sich die Pfarrer vorgenommen und Geld damit verloren. Dann war mit ‚Der Mann, der sich verkaufte‘ die Presse dran — wieder minus. Und nun sollte die Justiz an die Reihe kommen — das war einfach zuviel.“

Kurt Ulrich ließ sich nicht beirren. Er reichte Staudtes Filmkonzept unverdrossen bei anderen Verleihfirmen ein und bot es sogar — Staudte: „Was mich zutiefst erschreckt hat“ — der Ufa an. Erst nach dreimonatigem Vagabundieren konnte Stoffhändler Ulrich Mitte Juni bei der „Neuen Film“ (NF) in München verschaffen: „Rosemarie“-Verleiher Horn kaufte ihm den Filmstoff ab.

Staudte hatte unterdessen eingesehen, daß er gewisse Einschränkungen werde erdulden müssen, wenn er sich die Möglichkeit, „eine aktuelle Realität und Tatsache an den Mann zu bringen“, nicht verscherzen wollte. Er reduzierte seine Kalkulation auf eine Million Mark und erklärte sich bereit, einigen Änderungswünschen der Geldgeber nachzukommen: „Ich verstehe ja, daß die ihr Geld wiederhaben wollen.“

Der Regisseur war während der Vorbereitungen zu der Einsicht gelangt, daß er seine Staatsanwalt-Geschichte nicht als „ernsten, dramatischen Film“, sondern „als komisches Debakel unserer Zeit“ anlegen mußte. Er war jedoch entschlossen, seine politischen Kampf-Argumente „als Konterbande“ auch in eine komödienthafte Filmstory einzuschmuggeln.

Die Hauptfigur des reaktionären Juristen, die Staudte nach dem Motto „Die Mörder sind über uns“ entworfen hatte, blieb unangetastet. Einige Randfiguren dagegen änderten ihre Charaktere. Auf Wunsch des Verleihers ließ Staudte beispielsweise von Drehbuchschreiber Hurdalek eilends eine Nebenrollen-Kellnerin zur entkleidungsfreudigen Gasthaus-Wirtin umgestalten. Sein Kommentar: „Meinetwegen — der nackte Popo als politisches Agitationsmittel.“

Produzent Ulrich, der die Spaßmacher Neuss und Müller für den Film engagiert hatte, kam plötzlich auf die Idee, die „teuren Komparsen“ müßten unbedingt auch als Chanson-Sänger auftreten. Staudte: „Die beiden sagten selbst: ‚So einen Käse wollen wir nicht singen‘, und da habe ich sie einfach nach Hause geschickt.“

Anfang Juli erschien dem Produzenten und dem Verleiher das politische Drehbuch endlich ausreichend mit Lustspiel-Effekten abgesichert. Staudte konnte in Göttingen mit den Aufnahmen beginnen — nach einem „aufgelockerten Drehbuch“, das seiner Meinung nach immerhin noch „die aktuelle Realität“ beinhaltet.

Der Film schildert zunächst, noch vor dem Textvorspann und der eingeklinkten Zirngiebel-Zind-Szene, wie der Kriegsgerichtsrat Schramm (Martin Held) gegen den Gefreiten Kleinschmidt (Walter Giller) wegen Schwarzhandels mit zwei Tafeln Fliegerschokolade das Todesurteil erwirkt. Mitten in die Hinrichtungsszene platzen jedoch die Bomben amerikanischer Tief-flieger, so daß der Gefreite der Exekution entkommt.

FERNSEH-SPIEGEL

Kaiserwetter / Von Telemann

Vierzehn Jahre später verslägt es den ambulanten Händler Kleinschmidt in eine westdeutsche Mittelstadt, in der Ex-Kriegsgerichtsrat Schramm als angesehenener Oberstaatsanwalt amtiert. „Der Junge hat keine Rachegefühle“, erläutert Regisseur Staudte, „und er fühlt sich auch nicht politisch beauftragt. Er hat vielmehr Angst vor der Erscheinung des anderen und geht ihm aus dem Wege.“

Auch Schramm, der eben durch Manipulationen mit dem Haftbefehl dem Antisemiten Zirngiebel zur Flucht verholfen hat, bekommt Angst. Er begegnet dem Straßenhändler, dessen Gesicht ihm zwar bekannt vorkommt, den er aber nicht sofort identifizieren kann. Der Staatsanwalt wähnt sich verfolgt, und als ihm schließlich bewußt wird, wer Kleinschmidt ist, glaubt er, der ehemalige Todeskandidat sei nur gekommen, um sich zu rächen. Schramm versucht deshalb den Straßenhändler kraft seines Einflusses aus der Stadt weisen zu lassen. Ohne Erfolg.

Kleinschmidt reagiert schließlich auf die Schikanen mit einer Kurzschlußhandlung: Er zerschlägt eine Schaufensterscheibe und stiehlt zwei Tafeln Schokolade, weil er glaubt, in einem Gerichtsverfahren das alte und das neue Unrecht zur Sprache bringen zu können. Staudte: „In dem Prozeß entlarvt sich der mit allen Abwässern gewaschene Nazi und pensionsberechtigte Staatsbeamte — er liest die ‚Deutsche Soldatenzeitung‘ — durch eine Hysterie, die seinem schlechten Gewissen entspringt.“

Oberstaatsanwalt Schramm überrascht nämlich das Gericht zunächst durch die Milde seines Plädoyers, das sich wie eine Verteidigungsrede zugunsten des angeklagten Schokoladendiebs anhört. Er beendet seine Rede jedoch mit einer psychologischen Fehlleistung, die auf den Ereignissen des Jahres 1945 beruht: Schramm beantragt, „den Angeklagten zum Tode zu verurteilen“.

Verlautbarte der NF-Verleih: „Kaum hatten die Dreharbeiten . . . begonnen . . . da veröffentlichte ein bekanntes deutsches Nachrichtenmagazin einen Parallelfall*. Im Film wurde die Urteilstreckung durch einen Tieffliegerangriff verhindert; in der Wirklichkeit vernichtete ein Bombenangriff die Prozeßakten. Im Film amtiert der ehemalige Kriegsgerichtsrat . . . als angesehenener Oberstaatsanwalt; in der Wirklichkeit be-

kleidet der ehemalige Oberkriegsgerichtsrat den Posten des Präsidenten des Landwirtschaftsgerichts in der Wirklichkeit be-

kleidet der ehemalige Oberkriegsgerichtsrat den Posten des Präsidenten des Landwirtschaftsgerichts in der Wirklichkeit be-



Heide

kleidet der ehemalige Oberkriegsgerichtsrat den Posten des Präsidenten des Landwirtschaftsgerichts in der Wirklichkeit be-

kleidet der ehemalige Oberkriegsgerichtsrat den Posten des Präsidenten des Landwirtschaftsgerichts in der Wirklichkeit be-

Eines noch fernen Winterabends wird Telemann seine Enkel um sich versammeln und ihnen vom 26. August des Jahres 1959 erzählen; von jenem Tage, an dem, zum erstenmal in der Historie, ein Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika den Boden der Bundesrepublik Deutschland betreten hat. Und wenn die Enkel artig sind, wird er ihnen auch vom 27. August erzählen, dem Tag, an dem Dwight D. Eisenhower nach London weitergeflogen ist. Denn Telemann war selber dabei.

„Es herrschte in Bonn ein richtiges Kaiserwetter“, so wird er beginnen und sich dabei der Worte des SDR-Fernsehreporters Wolf Dietrich bedienen. „An den Vortagen noch hatte dichter Nebel über dem Rheintal gelegen, nun aber strahlte von der ersten Stunde des Tages an die Sonne vom blauen Horizont herab.“ Und dann wird er berichten, wie sorgfältig alle Ehrengäste die Anzugvorschriften des Protokolls beachtet hatten: Dunkler Anzug und schwarzer, weicher Hut waren vorgeschrieben, und eben diese Kleidungsstücke wurden getragen. Und weil von einem gebügelten dunklen Anzug nichts im Protokoll stand, war der damalige Bundeskanzler in einem ungebügelten erschienen; wohl zum Beweis dafür, daß auch er über jene „gelockerte Vitalität“ verfüge, die an seinem hohen Gast so gerühmt wurde. Und dann wird sich Telemann von seiner Erinnerung fortreißen lassen und behaupten, Bonn habe in diesen Tagen beinahe wie eine richtige Hauptstadt ausgesehen. Und als Kuriosum wird er den Reporter Hans-Joachim Friedrichs zitieren, der noch kurz vor der Ankunft des Präsidenten erklärt hatte: „In Paris und London wird man ganz andere Schauspiele aufführen. Aber Bonn war schon immer eine zurückhaltende, eine bescheidene Regierungstadt.“

Und wenn Telemanns Enkel noch mehr Seltsames hören wollen, wird er ihnen schildern, wie der Franz-Josef Strauß kurz vor Eisenhowers Abflug ganz schnell noch einmal in dessen Boeing schlüpfte und seine Ministerkollegen brav an der Gangway stehen ließ. Weil ein ganzes Bundeskabinett in so einer Maschine ja nicht Platz hat. Und die Enkel müssen es ihm glauben. Denn Telemann war dabei.

Da jedoch außer ihm noch 60 Millionen andere Europäer Gelegenheit hatten, dabeizusein, muß angenommen werden, daß die Zahl der Kindeskinde, die der einst den Erzählungen von der „größten Begrüßungsschau, die die Bundesrepublik jemals erlebt hat“, lauschen sollen, außerordentlich groß sein wird.

Als es noch keine Fernseh-Direktübertragungen, geschweige denn eine „Eurovision“ gab, war die Aussicht, einen historischen Augenblick zu erleben, recht gering. Um nachfolgenden Generationen imponieren zu können, mußte man schon Gardegrenadier oder „kleines Mädchen mit Blumenstrauß“ gewesen sein.

Heute weht einen der „Atem der Geschichte“ aus jeder Wohnzimmerecke an; man braucht bloß rechtzeitig auf den Knopf zu drücken. Wer zu spät drückt, wer lieber wartet, bis ihm die „Tageschau“ oder ein Dokumentarfilm das

Ereignis nachliefert, der wird zwar immer noch informiert, sogar besser informiert als je zuvor, aber er erlebt nicht mit.

Warum brannten am 26. und 27. August so viele Bildröhren? Nicht deshalb, weil ein Staatsoberhaupt aus dem Flugzeug stieg, Hände schüttelte und Ehrenkompanien abschnitt. Dergleichen gehört zum Saure-Gurken-Repertoire jeder Wochenschau. Sie brannten, weil ihre Besitzer den Unterschied spürten, der zwischen einem Original und einer Reproduktion besteht; weil sie der Erfindung der korrigierbaren bewegten Photographie noch immer ein gesundes Mißtrauen entgegenbringen; kurzum, weil sie, im Gegensatz zu vielen Fernsehfachleuten, ahnen, was Fernsehen heißt.

Vielleicht werden die Enkel an unseren Erzählungen nur eines seltsam finden: daß wir von unserer Augenzeugenschaft soviel Aufhebens machen. Wozu, werden sie fragen, könnte denn ein Fernsehgerät sonst noch dienen als zum Fern-Sehen? — Und dann werden wir ihnen schamhaft verschweigen müssen, daß wir es zu unserer Zeit für ein Mittel gehalten haben, das einem den Weg zum Kino, zum Theater oder gar zur Oper erspart.

Sollten sich die Dinge dergestalt entwickeln, hätte der politisch aufgeschlossene Zuschauer freilich nichts zu lachen. Denn es ist ungeheuer zeitraubend und mühevoll, Zeuge der Zeitgeschichte zu sein. Erstens, weil auch eine „Eurovision“-Zentrale die Riten des Protokolls und die Pläne der Potentaten nicht völlig zu durchschauen vermag, und zweitens, weil die Größe eines geschichtlichen Ereignisses nur selten mit der Länge des Terminzettels übereinstimmt.

Telemann mußte es erleben, daß ihn die Fanfaren fünfmal vor den Schirm riefen. Und jedesmal erwartete er, daß ihm Großes begegne, daß er von Klios Schleier einen Zipfel erhasche. Aber nur dreimal wollte ihn Ergriffenheit übermannen: bei Ikes Ankunft in Wahn, bei dem Gedanken, daß die Flüchtlingsverbände sich soviel Mühe mit den Spruchbändern gemacht haben, und bei dem Anblick der telegenen Krawatte von Premierminister Macmillan. Sonst blieb sein Auge trocken, eine Gemütsmangelerscheinung, die sich auch bei Wolf Dietrichs bewegter Schilderung des Vorabends nicht legte.

Gewiß war es sehr aufmerksam vom Westdeutschen Rundfunk, uns über jeden öffentlichen Schritt des Präsidenten auf dem laufenden zu halten. Wer sähe schließlich nicht gern Polizisten, Daimler-Benz-Leihwagen oder ein Stückchen Koblenzer Straße. Aber für den Fall, daß wieder ein Mächtiger dieser Erde die Piste von Wahn ansteuert, möchte Telemann dem WDR anraten, Europa nur dann zu alarmieren, wenn die erwartete Darbietung über ein Fähnchenschwenken hinausgeht. Man regt sich sonst nur unnötig auf.

Merke: „Um dieses leblosen Gegenstandes willen wage ich es nicht, das Zimmer zu verlassen“ (Jean-Jacques Rousseau, „Pygmalion“).

* SPIEGEL 28/1959.